Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 18 (1914-1915)
Heft: 7

Artikel: Im Vorhof der Kunst
Autor: Escher, Nanny von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-662449

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Im Vorhof der Kunst.

Von Nanny von Escher.

Zu Anfang wollte die Schule dem kleinen Johannes gar nicht behagen. Erst, als er mit dem Griffel hantieren lernte, als er auf der schwarzen Schiefertafel mehr hervorzuzaubern vermochte als weiße Nullen, die ihm langweilig waren, weil sein Kinderverstand nicht ahnte, wie wichtig sie dem Menschen werden können, erst dann ward ihm die Schule lieb.

Hatte zuvor sein Mund sich geübt, jeden Laut in der Natur, den Gesang der Amsel, den Ruf des Kuckuck und das Rauschen des Windes wiederzugeben, so bestrebten sich nun die ungelenken Finger, mit allerlei krausen Strichen festzuhalten, was das Auge erschaute.

Als Johannes vom Griffel zum Bleistift vorrückte, war kein Fetzchen Papier vor ihm sicher.

Häuser und Bäume erstanden überall, eine kuriose Welt, sehr unähnlich derjenigen, in der er lebte, aber für ihn voll wunderbarer Geheimnisse. So täuschte er sich über das Einerlei in dem kleinen Ort und dem stillen Elternhaus glücklich hinweg.

Nur im Frühling und Herbst, zur Zeit der Jahrmärkte, wann die fahrenden Leute in ihren grünen oder gelben Wagen durchs Land zogen, ward er unzufrieden mit seinem Los. Er beneidete die Insassen, vor allem die Kinder, die neugierig die Köpfchen zwischen den Vorhängen an die Scheiben drückten, so daß die Nasenspitzen aussahen wie aufgeklebte Oblaten.

Die mußten nicht zur Schule, dachte er, und wenn auch ihr Heim ein wackliges war, dem Wind und Wetter mehr anhaben konnten als dem stattlichen Gebäude, das die Eltern bewohnten, er wäre dennoch am liebsten mitgerasselt in die Weite.

Sogar Großvaters Mühle, sonst sein bevorzugtester Tummelplatz, dünkte ihn wie ein Gefängnis im Vergleich zur Behausung der Budenleute. Alle Nelken und Geranien auf den Fenstersimsen hätte er sofort an die verwaschenen Blumen der armseligen Kattunvorhänge vertauschen mögen, welche das Elend der Fahrenden verhüllten.

Da aber keine gütige Fee kam, um ihn dorthin zu versetzen, wo sein junges Herz so ungestüm zu sein wünschte, begnügte er sich damit, die Jahrmarktsfuhren nach besten Kräften abzuzeichnen.

Nach und nach gewann er eine gewisse Fertigkeit. Die Mutter erstaunte über die geschickte Hand ihres Sprößlings, der Vater dagegen schüttelte mißbilligend den Kopf und meinte, ihm würde es mehr Freude machen, wenn Johannes versuchen wollte, mit Pferden umzugehen, statt sie abzukonterfeien. Den einzigen Sohn hätte er gern möglichst bald in seinen Fußstapfen gesehen, deshalb gab er sich redlich Mühe, ihn für seine Interessen zu gewinnen und

früh schon zur Arbeit im Stall und auf dem Feld anzuhalten. Allein was half's?

Ein Endchen Kreide, mit dem sich auf der Stalltüre zur Not zeichnen ließ, ein Stückchen Papier und ein Bleistift für die Entwürfe unter Gottes freiem Himmel, fanden sich immer in des Knaben Taschenhaushalt.

Der Entschluß, Maler zu werden, stand bei ihm fest.

So oft der Vater, der stets von seinem Kornhandel und der Landwirtschaft sprach, scherzend versicherte: „Das wirst du mit der Zeit alles verstehen lernen, warte nur, bis du älter bist!" dachte der anders geartete Sohn: „Nie und nimmer!" Doch er schwieg und bemühte sich, den Anforderungen, welche die Eltern an ihn stellten, gerecht zu werden.

Er konnte bloß je länger desto weniger begreifen, wie das Leben dem Menschen nichts anderes bieten sollte als Nahrung und Kleidung und ein einstöckiges Haus, das mit seinem großen, schräg abfallenden Dach ihn lebhaft an die Arche Noä erinnerte, die er vor Jahren von seiner Patin erhalten hatte.

Wo auf dem elterlichen First der Schornstein stand, war an der Spielzeugschachtel ein Häkchen befestigt. Klappte er den Deckel auf, so konnte er der Tiefe eine Menge Getier entnehmen. Der Arche hingegen, die er bewohnte, entstieg nichts Geheimnisvolles als der Rauch aus dem Kamin, der ihn höchstens zur Fastnacht erfreute, wenn von der Mutter die landesüblichen Kuchen gebacken wurden.

Er mochte sein Heim betrachten, so viel er wollte, es ließ sich gar nichts dabei phantasieren, und wenn er den Vater fragte, ob sein Vater und Großvater auch hier gehaust hätten, bekam er den lakonischen Bescheid: „Weshalb nicht?".

Damit konnte er sich nicht begnügen.

Im Pfarrer, der seine Freude an dem wißbegierigen Schüler unverhohlen zeigte, entdeckte er plötzlich einen Bundesgenossen.

Eines Tages hatte Johannes einen Bericht vom Vater ins Pfarrhaus bringen müssen, und da der gelehrte Herr in sehr redseliger Stimmung war, gewann er es über sich, ihm zu beichten, wie er so gern mehr von dem erfahren möchte, was früher gewesen sei.

Nun taute der Geistliche auf und erzählte soviel, daß Johannes alle Scheu vergaß und Frage um Frage stellte. Ob er auch Vorfahren gehabt habe wie die Kleine auf dem Schloß, war die letzte Karte, die er ausspielte und auf die er in seinem leidenschaftlichen, jugendlichen Empfinden alles gesetzt hatte, was sonst in der verschlossenen Lade seines Stolzes verborgen lag.

Sein Glück war groß, als der Pfarrer versprach, Umschau zu halten; in etwa 14 Tagen solle er wieder kommen.

Zaghaft klopfte der Knabe nach dieser Frist an der Türe des Studierzimmers, die ihm wie eine Pforte zum Himmelreich erschien.

Aber der geflickte Strohsessel, den der Gelehrte zum Sitzen anbot, erinnerte an irdische Unvollkommenheit, und dieser gegenüber erwachte sein Selbstbewußtsein. Er fühlte sich plötzlich stark genug, auch unbekannten Ahnen zu trotzen, wie zuweilen den Lehrern und manchmal sogar dem Vater.

Was der Pfarrer berichtete, erfüllte ihn mit Genugtuung. Der Name stamme ursprünglich aus Thüringen. Seine Träger seien Glieder eines alten Rittergeschlechtes gewesen; doch lasse sich nicht nachweisen, wieso ein Sprosse in diese Gegend geraten sei.

„Versuche nicht, nachzuforschen, ich tat mein Möglichstes!"

Mit diesen Worten schob der Geistliche den Knaben sacht hinaus, ohne zu ahnen, welch unerschöpflichen Schatz er ihm erschlossen hatte.

Daheim erwähnte Johannes nichts von der interessanten Kunde. Er achtete nur noch eifriger als zuvor auf alles Gedruckte, das ihm in die Hände fiel. Bis er sich über seines Stammes Heimat ein Bild zu machen vermochte, fand er keine Ruh.

Von Thüringens Wäldern und Burgen las er, von den Landgrafen Ludwig dem Springer, Ludwig dem Eisernen, und Ludwig dem Heiligen, und er malte sich aus, wie zur Zeit der Kreuzzüge ein alter, bärtiger Ritter seinen jüngsten Sohn hinausziehen hieß in die Weite. Weil in der Rüstung die ältern Brüder alle gefallen waren, mußte er sie zurücklassen. Aus den Wäldern, die dem Adel wohl Unterschlupf boten, aber kein menschenwürdiges Dasein, sollte er fort in eine freiere Gegend, die bebaut werden konnte und deren Boden Nahrung zu spenden verhieß für Weib und Kind.

Im Geiste sah Johannes den jungen thüringischen Edelmann über die Schwelle des alten Herrensitzes schreiten, dessen Erdgeschoß eine auf Säulen ruhende Halle bildete, und er hörte, wie der greise Vater dem Scheidenden seinen Segen nachrief.

Dann zerfloß der Spuk plötzlich im Sonnenlicht der Wirklichkeit, und wochenlang vergaß der Knabe den Traum vom Thüringerland.

Allein das Bild erstand mit verstärkter Deutlichkeit, sobald sich irgendwo vom hell beleuchteten Abendhimmel eine Tanne als einsamer Wächter grell abhob.

Wie er in den frühen Kinderjahren die Seiltänzerwagen abgezeichnet hatte, so mühte er sich jetzt, Burgen und Wälder aufs Papier zu zaubern. Zu den Landschaften gesellten sich auch Figuren. Die Landgrafen mußten paradieren, ja, selbst die heilige Elisabeth mit ihren Rosen.

Daß er zu einem Ritter mit Schild und Helm nicht taugen würde, fühlte er. Nur mit Pinsel und Palette wollte er einmal kämpfen im Kreuzzug des Lebens, das stand bei ihm fest.

Lehrer und Pfarrer rückten dem guten Vater hart auf den Leib, als die

Berufswahl getroffen werden sollte. Es wäre ein Unrecht, den talentvollen Knaben hinter den Pflug zu stellen, erklärten sie.

Sobald sie jedoch merkten, wie schwer es hielt, dem praktischen Manne begreiflich zu machen, daß alles Geld, das er für die Ausbildung seines Sohnes auslegen müsse, später Zins tragen werde gleich den Gülten in der Truhe, wandten sie sich an die Mutter.

Mit ihr sprachen sie von Gott, von seiner oft merkwürdigen Führung, und sie erreichten damit rasch ihren Zweck. Die fromme, gläubige Seele betrachtete zwar den Eigensinn, womit ihr Sohn auf seinem Wunsch beharrte, als Heimsuchung, allein sie wußte, daß auch diese vom Himmel kam und beschloß darum, sie in Geduld zu tragen.

Man müsse den Willen des Allmächtigen, der sich in den Reden des Pfarrers und Lehrers kund tue, befolgen und Johannes städtisch ausbilden lassen, redete sie dem Gatten ein.

Wie viel lieber sie den Liebling daheim behalten hätte, verschwieg sie, und wenn der Schmerz sie manchmal übermannte, faltete sie die Hände und betete, ihr Weh möchte sich zum Wohl des Kindes gestalten. Wollten der greise Vater in der Mühle und seine alte Haushälterin Salome in Klagen ausbrechen, so vertröstete sie beide auf die Ferien, die Johannes immer zu Hause verleben könne.

„Er wird sich noch anders besinnen," meinten die Männer; doch sie täuschten sich.

Selbst das Losreißen vom elterlichen Hof konnte Johannes nicht mit der Landwirtschaft aussöhnen. Die Kühe blieben für ihn Kühe und wurden ihm keine Freunde. Die Felder waren nicht das aufgeschlagene Buch der Natur, in dem er lesen konnte, sondern langweilige Strecken Landes, die mühsam bebaut werden mußten. Es war nicht möglich, ihm die Achtung vor der heimischen Scholle abzutrotzen, die jeder besitzen muß, der sich jahrein, jahraus mit ihr abzuquälen hat.

Schließlich sah sogar der Vater dies ein und ließ murrend den Pfarrer gewähren.

Statt zu helfen, wo's Not tat, wanderte der Zwölfjährige in die Sekundarschule.

Anfangs schaute ihm der Vater kopfschüttelnd nach, aber bald ward ihm alles gleichgültig; denn ein schweres Leiden warf ihn aufs Krankenbett.

Wenn Johannes heim kam, trat ihm die Mutter nicht mehr unter der Haustüre entgegen. Sie saß am Lager des Sterbenden, und ihre sonst unermüdlichen Hände ruhten auf der weichen Federdecke oder streichelten sacht die abgezehrten Finger des Gatten, der gelassen auf das Ende wartete.

„Seid getreu bis in den Tod, dann will ich euch geben die Krone des ewigen Lebens," flüsterte er vor dem letzten Atemzug als Wegleitung für

Frau und Kind. Weil die Mutter gerade in der Trennung von ihrem Liebling einen Beweis der Treue erblickte, brachte sie Johannes zur Stadt.

Bei einem alten Ehepaar, bei Doktorsleuten, sollte er wohnen, hatte der Vormund bestimmt. Ihr Haus lag in einer engen Gasse. Aus dem dunkeln Flur führte eine steile Stiege, die sich nach wenigen Stufen links und rechts abzweigte, zu einem Gewirr von schmalen Gängen empor. Endlich gewahrte Johannes auf der Türe eines Treppenabsatzes das zerkratzte Messingschildchen mit des Doktors Namen. Die Mutter klingelte. Drinnen wurde eine mürrische Stimme laut, und bald erschien eine unordentlich gekleidete Magd, die nach dem Begehren der Ankömmlinge fragte.

Im kahlen Wartezimmer des Arztes mußten sie ein Weilchen rasten, dann wurden sie in die gute Stube der Frau Doktorin geführt, die trotz scheinbarer Eleganz wenig einladend war. Zum Raum paßte die Herrin, eine einstige Schönheit mit harten Zügen, der das Leben Glück und Glanz versprochen, aber nur Sorgen und Mühe gegeben hatte.

Ungern ließ die Mutter ihren Buben in dieser Umgebung zurück. Zwar machte das Stübchen, das ihm angewiesen wurde, einen günstigen Eindruck; es ging auf einen Hofraum, nicht in die schmale Gasse. Ein Stückchen Himmel schaute herein. Das Zwitschern eines Kanarienvogels grüßte aus einer Mansarde herab, und Blumen auf dem Fensterbrett eines gegenüberliegenden Hauses verrieten, daß dort Menschen lebten mit sorglichen Herzen und farbenfreudigen Augen. Dadurch erschien das kleine Gemach selbst wohnlicher. Mit Bildern von Helden aus der Revolutionszeit waren Risse und Flecken auf der Tapete verdeckt worden. Auf dem Tischchen, dessen Platte eine Menge Tintenspuren zeigte, war ein verwaschenes buntes Deckchen ausgebreitet, und darüber hing an der Wand ein Bücherbrett, das Johannes als etwas höchst Ungewohntes bestaunte.

Ehe sich die Mutter zum Gehen anschickte, warf sie noch einen musternden Blick aufs Bett, dann strich sie scheu über des Knaben Scheitel und drückte ihm ein Exemplar des Neuen Testamentes in die Hand. Viel Worte machen, war nicht ihre Art. Dort würde er die besten Worte finden, dachte sie.

Während sie auf dem Flur mit der Doktorin noch allerlei Geschäftliches besprach, beguckte Johannes im einsamen Stübchen die unverhoffte Gabe. Daß die Mutter ihm zum Abschied etwas schenken würde, war mehr, als er sich träumen ließ.

Er schlug den Buchdeckel auf. „Bete und arbeite" hatte Frau Barbara mit ihren langen dünnen Buchstaben auf die Innenseite geschrieben. Johannes stutzte. Beten konnte er jetzt nicht, das geschah nur zur vorgeschriebenen Zeit, als ob der liebe Gott wie der Doktor auf dem Messingschild die Stunden bestimme, in denen er zu sprechen sei. Zum ersten Mal kam ihm dies sonderbar vor; doch die Gedanken drängten weiter — zur Arbeit. Die fehlte nicht.

Mit dem rot und weiß karrierten Taschentuch wischte er den Staub vom grünen Holzkoffer, den der Bote auf seiner Fuhre schon tags zuvor gebracht hatte. Dann ging's ans Auspacken. Zu unterst, ganz vergraben unter Heften und Büchern, lag der liebste Schatz, ein Taschenmesser vom Großvater. Die Scheide aus Horn zeigte die Gestalt eines Jagdhundes, und jedesmal, wenn Johannes diesen treuen Gefährten betrachtete, gewann er Leben vor seinem innern Auge und sprang auf frisch gemähten Wiesen dem Waldrand zu, hinter dem die Abendsonne verglühte. Wie oft hatte er des Försters Hund so springen sehen, und wann würde er ihm wieder nachblicken können?

Johannes seufzte; da klopfte jemand an die Türe, und gleich darauf trat ein Student über die Schwelle, der sich ihm als Zimmernachbar vorstellte.

Durch den fremden Eindringling erfuhr der schüchterne Bauernknabe in einer Viertelstunde mehr von Welt und Menschen als im ganzen früheren Leben. Ebenso rasch wie vom Koffer der Staub der Heimat entfernt worden war, verscheuchten die frechen Reden die Kindlichkeit der Seele.

Johannes war empfänglich und gelehrig.

Er wollte beim Abendbrot, an dem auch der Doktor teilnahm, zeigen, daß er nicht dumm sei, und weil die Erfahrungen nicht ausreichten, versuchte er sich sofort in Aufschneidereien, die ihm prächtig gelangen. Der Doktor, ein wortkarger Herr, schaute fragend über die Brillengläser hinweg, wenn das Gespräch des Jungen gar zu laut wurde, aber es fiel ihm nicht ein, die Echtheit der Reden zu prüfen, und seine Frau hatte längst darauf verzichtet, sich um etwas anderes als um die Echtheit des Geldes zu sorgen.

Diesem ersten Abend glichen die folgenden Tage und Wochen.

Da Johannes seiner Begabung wegen in der Landschule vom Lehrer und Pfarrer sehr gefördert worden war, reichten seine Kenntnisse weiter als diejenigen der städtischen Altersgenossen. Er wurde in eine höhere Klasse versetzt und dadurch zu einem Gegenstand des Neides gestempelt, auf den man mit Fingern zeigte.

Überhaupt herrschten unerquickliche Verhältnisse in der Schule. Allabendlich rotteten sich die Bürgerssöhne zu einem Ausfall gegen die Mitschüler der Ausgemeinden. Obwohl Johannes dieses Vorgehen mißbilligte und sich fern halten wollte von den Streitigkeiten, über die keiner ihm Aufschluß zu geben vermochte, mußte er sich schließlich doch der ländlichen Partei angliedern und ausziehen, sobald der Kampfruf gegen die Stadt erscholl.

Wer den unsinnigen Haß geschürt hatte, wußte niemand. Vom Vater zum Sohn war er vererbt worden. Wenn auch der Gleichmut der Mütter ihn zeitweise erstickte, so genügte ein am Familientisch oder an der Straßenecke erlauschtes unbedachtes Wort, um ihn wieder aufleben zu lassen.

In Johannes erwachte der kriegerische Geist, ohne den er sich seine er-

träumten Vorfahren nicht denken konnte. Der Eifer für den Unterricht erlahmte. Er kümmerte sich nicht mehr um den Vortrag, nur um den Vortragenden, dem er jede Abnormität nachahmte zur großen Erheiterung der ganzen Klasse.

Diese von den andern unerreichte Fertigkeit wurde bestaunt. Wie die Griechen ihre Heroen gefeiert hatten, feierten die Klassengenossen Johannes, der sich unsäglich in der Heldenrolle gefiel.

Auch der Umgang mit dem Zimmernachbar schmeichelte ihm. Daß der Student und seine immer durstigen Freunde ihn zum Spazieren abholten, damit er ihnen an irgend einem Aussichtspunkte einen Trunk spendiere, merkte er nicht. Er hielt sich für unentbehrlich und suchte es in allem den prahlerischen Weggenossen gleich zu tun.

Nur manchmal, wenn er von einer Höhe aus zur Heimat hinüber grüßte, die just vom letzten Strahl der scheidenden Sonne gestreift wurde, wünschte er, mit der leuchtenden Kugel dort unterzutauchen im Frieden der Wälder und nichts mehr hören zu müssen von dem gemeinen, tollen Geschwätz.

Eines Tages kam der Vormund, dem von der Lehrerschaft Bericht erstattet worden war, Johannes vermöge nicht mehr in den Geist des Unterrichtes einzudringen, es sei daher ratsam, ihn von der Schule wegzunehmen.

Wie ein Blitzschlag war diese Botschaft in Frau Barbaras Stube gefahren. Am liebsten wäre sie sofort aufgebrochen, um ihren Liebling aus den Teufelskrallen herauszureißen und an ihr Mutterherz zu betten, im gläubigen Vertrauen, daß dort der Böse keinen Zutritt habe. Allein der Vormund mahnte ab. Alles Auffällige sollte vermieden und Johannes nicht ohne Grund in der kleinen Heimatgemeinde zum verlorenen Sohn gebrandmarkt werden. Der Zeitpunkt der Konfirmation rückte näher, was berechtigten Anlaß zu einem Domizilwechsel gab. Dem Religionsunterricht zulieb fiel die Wahl auf ein damals in schönster Blüte stehendes Knabeninstitut der Herrenhuter. Für Frau Barbaras bekümmerten Sinn war der Gedanke, ihren irregeleiteten Sprößling dort zu wissen, der beste Trost.

Johannes vertauschte das düstere Doktorhaus gern an das freundliche Schwarzwaldheim, wo die Sonne der Liebe die schmucklosen Räume erwärmte. Nur die strenge Tagesordnung kontrastierte gewaltig gegen das zügellose Leben der Stadt. In seiner Manneswürde fühlte er sich gekränkt, weil er wieder aufs Wort zu gehorchen hatte. Ja, es gab Augenblicke, in denen er am liebsten dem Schulgefängnis entflohen wäre, um in der Welt draußen Glück und Freiheit zu suchen, wenn nicht der Mutter spitze Buchstaben auf der Innenseite des Testamentes eine Stachelhecke gebildet hätten, über die er nicht hinweg kam.

„Bete und arbeite!“ lautete auch hier die Losung, und schließlich ging es ihm nicht schlecht dabei. Nachdem er seinen Knabentrotz überwunden und

sich bemüht hatte, aus der Erinnerung hervorzukramen, was ihn bei der neuen Umgebung beliebt machen konnte, ebneten sich bald alle Steine des Anstoßes.

Der Hausvater fand großen Gefallen an dem intelligenten Knaben, der ihm im Garten geschickt an die Hand ging, und die Hausmutter freute sich an dem frischen, fröhlichen Gesicht und der muntern Stimme, die wieder zu singen und zu pfeifen begann.

Bei den Mitschülern erregte die Leichtigkeit, mit welcher Johannes die Ausschmückung der Schulstube zur Feier des Osterfestes betrieb, größte Bewunderung. Sie konnten sich nicht satt sehen an den Spruchbändern, die er an die Wände heftete, und Johannes selbst empfand beim Entwerfen der Initialen eine nie gekannte Freude.

Bald genügten ihm die paar zierlichen Schnörkel, auf die er anfangs so stolz gewesen war, nicht mehr.

Er setzte in die Majuskeln kleine Bildchen, die sich auf den Spruch bezogen. Den ersten Versuch machte er mit „Bete und arbeite!" Ins obere Feld des B legte er eine offene Bibel und ins untere einen Bienenkorb, dessen Volk auf Arbeit ausflog. Die Farbenwirkung war gut. Zum gelb umrandeten B paßten der gelbe Schnitt des Bibelbuches und der gelbe Bienenkorb vortrefflich.

Nun verlangte ihn nach kleinen Landschaften. So entwarf er denn für den fünften Vers der Bergpredigt: „Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen," ein Bildchen der Heimat, einen Acker, über den der Pflug, geführt von Vaters Schimmel, breite Furchen zog. Gleich einem Streifen Mohnblumen schlang sich das rote S um die braune Erde, über der sich ein zartblauer Himmel wölbte.

Wie friedlich und schön das war! „Zum malen freilich," murmelte er vor sich hin — „aber wenn ich neben dem Gespann hertrotten müßte in Wirklichkeit, das wäre entsetzlich!"

Dabei seufzte er so tief, daß einer der Klassengenossen ihm belustigt auf die Schulter klopfte: „Na, Hannes, will dein alter Gaul nicht vorwärts?"

„Sind die Beine steif?" fragte Johannes bestürzt. „Unsere Lise war gut gebaut, und die wollte ich malen, aber ich kann halt noch nichts!"

Dabei warf er den Pinsel fort und wandte sich zum Gehen, allein der Klassengenosse vertrat ihm den Weg.

„Warum nicht gar! Nichts können? sagst du. Ganz prächtig finde ich das Bildchen, ich begriff nur nicht, weshalb du vorhin eine so klägliche Miene aufgesetzt hast. Sonst bist du lustig, singst und pfeifst wie ein Vogel im Hanfsamen und nun dieses Leichenbittergesicht, vor dem man sich fürchten könnte."

Johannes pflegte für gewöhnlich solche Bemerkungen kurz abzuschneiden;

doch diesmal gestand er ein, daß die Erinnerung an Vaters Tod ihn traurig gestimmt habe.

„Denn während die Leiche in der Schlafkammer lag, zog draußen auch die Lise mit dem Pflug vorbei, als wäre nichts geschehen. Da ist für mich mit einem Mal der Schimmel zum Schicksal geworden, das statt der harten Erde unsere Wünsche zerkleinert, bis sie zum guten weichen Boden für Großes werden."

Mehrere Wochen nach der Einsegnung ließ der Hausvater die Zöglinge — je einen nach dem andern — in sein Studierzimmer kommen, um die Berufswahl ernsthaft mit ihnen zu besprechen. Als Johannes an der Reihe war und auf die Frage: „Was willst du werden, mein Sohn?" den altgewohnten Bescheid gab: „Ein Maler," schüttelte der freundliche Seelsorger bedenklich den Kopf.

„Die Kunst," sagte er bedächtig, „ist ein schönes Gaukelspiel der Hölle. Vergeblich wirst du in der Bibel nach einem Künstler suchen, der dir als Beleg dafür dient, daß Gottes Auge wohlgefällig auf den Künstlern ruht. Ich bin freilich kein so arger Zelot, daß ich behaupten wollte, die Gnade des Herrn würde sich einem Künstler entziehen, dessen Herz trotz aller Gefahren rein geblieben, aber ich möchte dich darauf aufmerksam machen, daß meistens der böse Geist des Hochmuts die jungen Leute der Kunst in die Arme treibt und daß es daher Pflicht des Erziehers bleibt, gründlich zu erwägen, ob die Fähigkeiten vielleicht auf einem bessern als dem Sumpfboden der Kunst mit seinen Irrlichtern Verwendung finden könnten. Stelle dein Zeichentalent in den Dienst eines ehrbaren Handwerks, werde Lithograph, dann wirst du Befriedigung ernten und nicht Gefahr laufen, an Leib und Seele Schaden zu nehmen. Das Handwerk hat immer noch goldenen Boden und ist durch Christum, der als Sohn eines Handwerkers auf Erden wandelte, geadelt worden."

Johannes wagte keine Entgegnung. Wehmütig dachte er ans Thüringerschloß seiner Knabenträume und fragte im stillen, ob der alte Ritter wohl einen seiner Nachkommen zum Lithographen bestimmt haben würde; aber schließlich war der liebe Gott, mit dem sein Religionslehrer ins Feld rückte, ein Vater, dessen Wunsch ihm Befehl sein mußte.

Ein eifriger Briefwechsel entspann sich nun zwischen Vormund und Anstaltsvorsteher, und das Ergebnis lautete, Johannes solle nach Abschluß des Schuljahres bei einem gottesfürchtigen Lithographen in der Heimat als Lehrling eintreten.

Frau Barbara holte den Sohn ab, dessen Augen siegesfroh in die Welt hinaus lachten und dessen Hände so unermüdlich gearbeitet hatten, daß alle Anstaltsbewohner der stillen, sanften Frau das Lob des Lieblings verkündigten.

Nach ein paar schönen Ferientagen im Vaterhaus schnürte Johannes wieder sein Bündelchen und zog in das stattliche Dorf am See, wo die Meistersleute ihn freundlich empfingen.

Bald merkte er jedoch, daß der geistige Luftzug in der industriellen Ortschaft ein anderer war als in der idyllischen, einsamen Schwarzwald-Siedelung. Dort hatte die Frömmigkeit einen Bestandteil des Lebens gebildet, während sie hier, außerhalb der eigentlichen Lebensatmosphäre liegend, zum Schaustück wurde, das Aufsehen erregte.

Diese Wahrnehmung erschreckte Johannes. Da er nicht als Stündler verlacht werden wollte, strich er die sorgfältig gescheitelten Haare kühn aus der Stirn und bemühte sich, der Stimme einen rauhen Ton zu geben, um so wenig als möglich an einen christlichen Jüngling zu erinnern.

Abwege wollte er meiden, allein er ging seinen eigenen Weg, der ihn zum gewünschten Ziel führte. In einem weinlaubumsponnenen Häuschen, abseits vom Dorf, wohnte ein Schuster mit seiner Familie. So oft Johannes dort vorbeikam, hörte er fröhliches Singen oder die melodischen Klagetöne einer Geige. Dadurch ward ihm diese Behausung interessant, und als sich ihm Gelegenheit bot, mit den Kindern des wackeren Schuhmachermeisters anzubinden, fühlte er sich wieder verjüngt und zufrieden wie im Herrenhuter-Institut. Der Schuster entstammte nicht einem schlichten Bauerngeschlecht, das die Zeit mit der Scholle, auf der es gelebt, erbarmungslos zerpflügt. Geschichtliche Traditionen, die auf den Namen einen Glorienschein warfen, hatten seinen Sinn gefestigt, sodaß er dreist behauptete, es müsse seinen Sprößlingen glücken, in der Welt eine Stellung zu erringen, wenn an ihrer Ausbildung nicht gegeizt worden sei.

Solchen Versicherungen lauschte Johannes mit Andacht. Das war für ihn ein neuer Hans Sachs, der die Kunst im Gegensatz zu der bei den Herrenhutern herrschenden Auffassung nicht als Tochter der Hölle schilderte, sondern als Kind des Himmels, das gewillt ist, jedem mutigen Sterblichen das Leben zu verschönern.

Mit dem talentvollen Erstgebornen strebte der Vater hoch hinaus, aber immer wieder verwies er auf die Arbeit, ohne welche keine Kunst gedeihe.

Tagsüber freute sich Johannes stets auf den Feierabend, den er mit der muntern Schar auf der großen grünen Bank neben der Haustüre verleben durfte. Über wohlgepflegte Gärten hinweg schweifte sein Blick zum See, in dessen spiegelglatter Flut die Spitzen der Berge wie Silberfischchen ruhten, und wie in den Knabenjahren versank er in träumerisches Sinnen, aus dem jedoch die gepanzerten Ritter samt dem dunkeln Schloß im fernen Thüringerwald verschwunden waren. An seiner Stelle erhob sich ein stattliches Haus auf dem Boden der Freiheit, geschmückt mit allegorischen Gestalten der Macht und des Ansehens unter dem Schutze der Kunst.

Jetzt hatte er freilich keine Gelegenheit, künstlerischen Neigungen nachzugehen. Sichere Linienführung galt in der Werkstätte als Norm. Hätte Johannes von seinen heimlichen Entwürfen gesprochen, würden Meister und Gesellen über die Schönheitsduselei gelacht haben.

Um nicht ganz zu kargen, legte er sich ein Heft an, in das er täglich einen Gegenstand zeichnete, der für sein Empfinden bedeutungsvoll war. Er dachte an das Bilderbuch mit dem Alphabet, das ihm die Mutter häufig gezeigt hatte, an den prächtigen rotbackigen Apfel auf der ersten Seite, an den Igel auf der neunten, und unwillkürlich skizzierte er ein solches Stacheltier, als ihm mal alles mißlang und der Meister übelgelaunt ausrief: „Nicht einmal zum Handlanger bist du gescheit genug!"

So wollte er sich kein zweites Mal schimpfen lassen. In seiner gedrückten Stimmung vergaß er, daß er sich vorgenommen hatte, das Geheimbuch niemand zu zeigen. Er steckte es zu sich und wanderte zur Feierabendstunde vors Dorf hinaus zu den Schustersleuten, wo er Babette, die älteste Tochter, allein zu Hause traf, da der Vater ausnahmsweise, um irgend einen Gedenktag zu feiern, mit den jüngern Geschwistern einen Ausflug gemacht hatte, von dem er noch nicht zurückgekehrt war. Die jugendliche Hausmutter saß auf der grünen Bank und richtete Gemüse her.

„Du kommst wie gerufen zum helfen," rief sie Johannes schon von weitem zu. Aber bald vergaß sie über seinen Mitteilungen die langweiligen Rüben, die sie schaben sollte, und blickte gespannt in das Heft mit den wunderbaren Sachen. Von soviel jugendlicher Phantasterei hatte sie zuvor keine Ahnung gehabt. Daß Johannes ganz geschickt Geschautes kopieren werde, hatte sie nie bezweifelt, daß er jedoch schöpferisch tätig sei und die merkwürdigsten Dinge auf dem geduldigen Papier erstehen ließ, war mehr, als sie erwartete. Erstaunt sah sie ihn an. Er war doch nicht mehr so knabenhaft, wie sie geglaubt hatte. Auf dem Blatt, das ihre Finger mechanisch aufdeckten — denn die Gedanken hafteten beim Schöpfer, nicht bei den Schöpfungen — figurierte ein Aufsteckkamm, wie sie einen trug.

„Was soll das bedeuten?" fragte sie lachend.

„Nichts weiter," sagte er und fügte noch bei: „Man muß halt alles zeichnen können, auch Nichtigkeiten." Ein hochnäsiges Gesicht machte er und verabschiedete sich eilig, weil ihm plötzlich ein Auftrag des Meisters eingefallen war, den er schon eine Woche zuvor hätte ausführen sollen.

Die Ausrede würgte ihn, aber er durfte Babette nicht beichten, daß an jenem Tag, 's war just sein Namenstag gewesen, sie ihn ungewollt bei einer gemeinsamen Hantierung im Garten mit ihrem Haar gestreift hatte. Durch diese Berührung war sein junges Blut zum ersten Mal in Wallung geraten, und zur Erinnerung an dieses sonderbare Erlebnis malte er zierlich den

Kamm ins Heft, weil er das Oval mit dem braunen gewellten Scheitel doch nicht mit Pinsel oder Stift hätte festhalten können.

Betrübter als er gekommen war, schlich er hinweg. Stets die Wahrheit zu reden, wie er sich bei der Einsegnung vorgenommen hatte, war schwer, wenn man der Kunst wegen ein Doppelleben führte. So ein bißchen Recht hatte der Hausvater im Institut mit seiner Warnung immerhin gehabt, überlegte Johannes kleinlaut.

Im nächsten Augenblick dagegen jubelte er auf, als er, um eine Ecke biegend, die Alpen im Abendglühn gewahrte und zugleich bemerkte, wie ernsthafte Leute, an denen er grüßend vorbei schritt, von der Pracht nichts ahnten, die ihn seines geübten Auges wegen reich und glücklich machte.

So oft sich in die seltenen Briefe, die er seiner Mutter schrieb, eine Bemerkung einschlich, die auf kühne Hoffnungen deutete, erschrak die gute Frau Barbara und flehte inbrünstig zu Gott, er möchte den Unerfahrenen vor dem sündhaften Einfluß fremder Menschen bewahren. Daß sie den Sohn nicht in allem verstand, schmerzte sie. Sie hätte ihm so gern überall raten und helfen mögen, allein sie spürte, daß sie nicht mehr eindringen konnte in die Welt seiner Gedanken und daß er unvermerkt aus der ihrigen entschlüpft war.

Wenn sie als junge Frau in den ersten Jahren der Ehe den Gatten nicht begriff, war sie manchmal traurig gewesen, aber sie hatte sich damit getröstet, dem eigenen Buben gegenüber werde ihr das Leben keine Rätsel aufgeben, mit ihm werde sie sich eins fühlen.

Und nun war doch der große Riß wieder da, der ihr Frauenlos von seinem trennte.

Jedes Blumenstöckchen, das die Witwe hinaus trug auf des Toten Grab, begoß sie mit Tränen, und wenn sie heimkehrte in ihr stilles Stübchen, wo das kleinste Stück des Hausrats sie an ein schönes Zusammenleben mit den ihrigen erinnerte, kam sie sich vor wie eine Gefangene. Der Hunger der Seele nagte an ihr, und die Einsamkeit verwehrte jeder Freude den Zutritt.

Vom Treiben in der Werkstatt konnte Johannes nicht viel berichten. Nur zu Handlangerdiensten, zum Steinschleifen und dergleichen, hatte ihn der Meister im ersten Lehrjahr benützt. Als der Vormund dies hörte, war er nicht gewillt, das teure Lehrgeld noch länger zu zahlen. Rasch entwarf er einen neuen Studienplan, demzufolge Johannes in die Stadt zurückkehren und bei drei Lehrern Unterricht nehmen sollte im Ornament-, Figuren- und Landschaftszeichnen. Nebenbei könne er sich auch, klug wie er sei, im allgemeinen ausbilden.

Frau Barbara seufzte. Ihr schien es Unrecht, von einem jungen Manne Festigkeit im Charakter und Ausdauer bei der Arbeit zu verlangen, wenn man ihm nicht Zeit gönnte, an einem Ort Wurzel zu fassen und mit einer Sache gründlich vertraut zu werden. Doch sie ließ den Vormund gewähren, der bei

einem ehrbaren Buchbindermeister eine Stube mietete, die so sauber, hell und geräumig war, daß sie in keiner Weise an des Lieblings früheres städtisches Quartier gemahnte.

Blickte Johannes zum Fenster hinaus, so konnte er vom großen Zifferblatt des nahen Kirchturmes die Stunden ablesen, und er tat es mit der Leidenschaft einer Wahrsagerin, die hinter jeder Zahl verborgenes Glück wittert. Ihm verhießen sie Glück, die Zeiger der Uhr, besonders, wenn von den drei Lehrern der Landschaftsmaler an der Reihe war.

Der liebenswürdige alte Herr forderte Johannes auf, größere Touren mit ihm zu machen. Dabei förderte er ihn nicht bloß in der Kunst, die Natur als Bild zu sehen und im Bilde wiederzugeben, sondern er bemühte sich, den Jüngling über Welt und Menschen aufzuklären und dadurch den Grund zu einer Bildung zu legen, die ihn nach der damaligen Meinung hoch über seinen Stand hinaus hob.

Kehrte Johannes von einem Ausflug mit seinem Gönner in die Gassen der Stadt zurück, so trällerte er ein Liedchen und wunderte sich, daß nicht alle Vorübergehenden vergnügt dreinschauten wie er.

Wie konnte jemand mürrisch sein, während die Münstertürme sich so scharf vom blauen Frühlingshimmel abhoben? Der Maler, der in ihm sich regte, jubelte ob der Schönheit der Welt.

Eines Tages, als er wieder mit dem ihm wohlgesinnten Künstler aufs Land zog, gelang es Johannes, eine prächtige, knorrige Eiche zur Zufriedenheit des Meisters zu zeichnen, der triumphierend sagte: „Aus dir kann ein guter Landschafter werden! Zwinge dein Talent nicht in die engen Grenzen des Handwerks, aber suche ihm Freiheit auf dem weiten Feld der Kunst."

Glückstrunken starrte Johannes auf die Zeichnung, die ihm zu solchem Lob verholfen hatte. Die Eiche wurde für ihn zum Freiheitsbaum, unter dessen Wipfeln er seinen kühnsten Träumen nachsinnen durfte.

Im ländlichen Wirtshaus konnte er abends lange nicht einschlafen, weil eine Menge Motive an seinem Auge vorbeizogen, die er malen wollte, sobald das Reich der Farbe auch ihm erschlossen war.

Endlich versank er in bleischweren Schlaf. Als er erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Er riß den Laden auf, um die Eiche, das Wahrzeichen seiner Kunst, zu begrüßen. Doch was sah er? Durch einen fürchterlichen Orkan, der in der Nacht getobt hatte, war sie mitten entzwei gespalten. Keinen andern Baum hatte der Sturm zerschmettert. nur diesen einen.

Johannes war wie zerschlagen. Wohl hatte der schauerliche Wirbel, von dem er nichts geahnt, seinen Kopf nicht weggerissen, allein wo blieben die stolzen Pläne und Hoffnungen?

Fröstelnd kroch er wieder unter die Decke, vergrub den Kopf in die dicken Federkissen und fiel bald in einen tiefen Traum.

Da sah er die Eiche stolz und stattlich, wie er sie gestern geschaut hatte. Am Straßenbord, über dem sie thronte, krochen zerlumpte, schmutzige Knaben im Sand herum. Es waren die Sandbuben, die er oft von Großvaters Mühle aus mit ihren armseligen Karren beobachtet hatte.

„Was sucht ihr?“ rief er ihnen zu.

„Stecknadeln! Wir wollen dir einen Spitzenkragen anheften, du bist ja ein Künstler!“ gaben sie höhnisch zum Bescheid.

Richtig — auf den Selbstbildnissen der alten holländischen Meister, die ihm der Landschaftsmaler gezeigt hatte, trugen fast alle breite Spitzenkragen. Aber woher wußten dies die Sandbuben?

Bevor es ihm im Traum gelungen war, diese Frage zu beantworten, veränderte sich die Szenerie. Der Krone beraubt, stand die Eiche vor ihm und rings auf dem Boden lag ihr welkes Laub, das die Sonne vergoldete; sie aber, die Sonne, kugelte immer näher heran, kam schließlich auf den geborstenen Stamm zu sitzen und nahm menschliche Züge an. Sie glich der ältesten Tochter des Schusters, der klugen Babette, die ihm manchen Rat erteilt hatte. Lächelnd sprach sie: „Sei nicht so verzagt! Was tut's, daß du dieses Motiv eingebüßt hast? In der Welt draußen gibt es noch viel zu zeichnen und zu malen — und schließlich, falls du kein großer Künstler würdest, die Hauptsache ist, daß du ein guter Mensch bleibst. Kinder und Enkel, die zu deiner Freude heranwachsen werden, sind mehr wert, als Papier und Leinwand! Wenn sie dereinst von einem bescheidenen Bildchen sagen: „Es ist uns lieb, weil der Vater und Großvater es malte,“ ist dies größere Ehre als der Ruhm fremder Kritiker. Bekümmert dich der heutige Tag, so hoffe auf die Zukunft, die dich entschädigen kann für alles!“

„Für alles!“ schrien die Sandbuben im Chor, und das goldige Laub, auf dem sie sich herumbalgten, raschelte so laut, daß Johannes aufschreckte, sich die Augen rieb und angestrengt horchte, wie ein Mäuschen im Spalier beim Fenster turnte.

„An Babette will ich schreiben,“ sagte er beim Aufstehen und damit war vom Traumleben die Brücke zur Wirklichkeit gebaut, wo er im Vorhof der Kunst sich noch oft mit dem morgigen Tag vertrösten mußte.

Naturrecht.

Es singt im Busch die Nachtigall,
Sie singt so sanft und leise;
Die Drossel ruft mit lautem Schall,
Sie singt nach ihrer Weise.
So schlägt der Fink, so lacht der Specht,
Und jedem wird die Welt gerecht.
Jedoch den Kritikaster
Dünkt Eigenart ein Laster;
Was seiner Nase nicht gefällt,
Muß er verderben — für die Welt.

Na.